Was verraten nicht-narrative Darstellungen in biographischen Interviews?

Zur moralischen Rechtfertigungs- und Entlastungsrhetorik in verbalen Selbstauskünften[1]

Uwe Krähnke

1. Problemaufriss

Unter qualitativ Forschenden gelten eine als „Leitfadenbürokratie“ (Hopf 1978) gehandhabte Interviewführung sowie „karge Interviews“ (Helfferich 2011: 145 ff.) als No-Gos. Demnach sind kurzsilbige Antworten bei qualitativen Befragungen wenig zielführend. Dies trifft ebenso für abstrakte, vorzugsweise mit semantischen Leerformeln gespickte Statements zu, wie sie häufig von gesellschaftlich exponierten Personen in qualitativen Interviews vorgebracht werden (Schütze 1977). Zur Frage, wie Interviewte dazu bewegt werden können, für die Beantwortung der Forschungsfrage aussagekräftige Selbstauskünfte zu geben, gibt es eine reichhaltige Methodenliteratur innerhalb der qualitativen Forschung.[2] Ein gemeinsamer Nenner ist, dass Bedingungen geschaffen werden sollten, damit sich die Interviewten möglichst ausführlich zum vorab vereinbarten Themenbereich äußern können. Das heißt, ihnen müssten Gelegenheiten geboten werden, ihre eigenen Erfahrungen sowie subjektiven Deutungen und Relevanzsetzungen wiederzugeben, ohne sich zu verstellen. Weder sollten ihre Redebeiträge von einem standardisierten Fragekatalog eingeengt noch von Effekten des Primings bzw. der sozialen Erwünschtheit oder durch situative Einflüsse von außen gelenkt werden. Anders als bei einer standardisierten Befragung streben qualitativ Forschende in der Interviewsituation ein minimal-invasives Kommunikationsverhalten der Interviewerhebung an. Ein solches Kommunikationsverhalten läuft auf eine explorative Datenerhebung mit einer asymmetrischen Rollenverteilung hinaus. Forschende sind bei einem gelungenen qualitativen Interview größtenteils aktive Zuhörende und ihr Modus Operandi sind die interessierte Neugier und das Evozieren von möglichst authentischen

1 Für ihre Hinweise danke ich den beiden anonymen Gutachter*innen sowie Carsten Ullrich, Georgios Paul Coussios und vor allem Judith Eckert.

2 Neben den drei zitierten Texten von Christel Hopf (1978), Fritz Schütze (1977) sowie Cornelia Helfferich (2011) sind stellvertretend zu nennen: Robert Merton und Patricia Kendall (1946) mit ihrem Konzept des fokussierten Interviews; Fritz Schütze (1983) zum narrativen Interview; James Spradley (1979) zum ethnografischen Interview; Andreas Witzel und Herwig Reiter (2012, 2022) zum problemzentrierten Interview; Rosenthal (2005) zur sozialkonstruktivistischen Biografieforschung auf der Datenbasis von narrativen Interviews; Arnulf Deppermann (2013) zur interaktiven Hervorbringung von Sachverhaltsdarstellungen.

Selbstauskünften der Interviewten. In einer qualitativen Interviewerhebung gelten die Interviewten als die „Expert*innen", und nicht die Forschenden.

Beim narrativen Interview ist die minimal-invasive Kommunikationseinwirkung durch Forschende am konsequentesten umgesetzt. Zum Tragen kommen hier die Gesprächstechniken der offenen, erzählgenerierenden Einstiegsfrage sowie des immanenten Nachfragens in Form der Bitte, ein von der interviewten Person selbst zuvor angesprochenes Thema weiter zu elaborieren. Die Adressierten werden so auf systematische Weise motiviert, einen Sachverhalt ohne suggestive Beeinflussung, möglichst detailliert, ausführlich und nahe an dem selbst Erlebten darzulegen, idealiter als Stegreiferzählung. Solchen spontanen Erzählungen wird von qualitativ Forschenden eine besondere Qualität zugesprochen. In ihnen spiegeln sich, so die verbreitete Annahme, subjektive Erlebnisaufschüttungen der Interviewten in ihrer formalen sequenziellen Struktur sowie der chronologische Ablauf der erinnerten Ereignisse und Handlungen wider. Narrative Interviewpassagen gelten als erlebnisnah. Mit ihrer Analyse sei die soziale Wirklichkeit methodisch so rekonstruierbar, wie sie sich aus der Sicht der Interviewten selbst darstellt.[3]

Diese epistemologische Auffassung von der Erlebnisnähe autobiographischer Erzählungen wird im vorliegenden Beitrag geteilt – eingedenk der kritischen Einwände gegen Schützes strenge Homologiethese und entgegenlaufender Argumentationen.[4] Es wird jedoch die darüberhinausgehende These diskutiert, dass auch mittels „Textsorten" bzw. „Sachverhaltsschemata" (Kallmeyer/Schütze 1977: 160) jenseits der Erzählung authentische Selbstauskünfte der Interviewten verbalisiert werden können und diese dem Analysegehalt narrativer Interviewpassagen gleichwertig sind. Nach Schütze (1977: 1; 1987: 149) werden beschreibende und argumentierende Sachverhaltsdarstellungen als nachgelagerte Interviewpassagen behandelt. Wie in dem vorliegenden Beitrag anhand von Beispielen demonstriert wird, greifen interviewte Personen auf nicht-

3 Die Annahme einer Homologie zwischen Erzählung und erlebter biografischer Erfahrung ist zentraler Bestandteil der erzähltheoretischen Grundlage von Schütze (1976: 197; 1987: 14). Ähnlich auch Kallmeyer/Schütze (1977: 162).

4 Aus linguistischer Sicht sei es ein Irrtum anzunehmen, so etwa Rehbein (1989: 171 f.), dass sich in einer Stegreiferzählung authentische Erfahrungen unvermittelt niederschlügen. Vielmehr würden Erfahrungen in begrifflich verarbeiteter Form und der konkreten Sprechsituation angepasst verbalisiert bzw. nur interaktiv hervorgebracht (Lucius-Hoene/Deppermann 2004; Deppermann 2013). Ein weiterer Einwand gegen die Annahme einer strengen Homologie von autobiographischem Erleben, Erinnern und Erzählen lautet, dass man nicht von einer konstanten Identität des Biographieträgers ausgehen könne (Bude 1985). Vielmehr sollten Autobiographien verstanden werden als „Selbstbeschreibungen von Individuen im Kreuzungsbereich gelebter Lebensgeschichte und gelebter Gesellschaftsgeschichte" (Fischer-Rosenthal 1995: 44; ähnlich auch Rosenthal 2010). Neben den gesellschaftsprägenden Öffentlichkeitsdiskursen spiele die lebensweltlich eingebundene mündliche Alltagskommunikation für die Memorierung von historischen Ereignissen eine Rolle (Assmann 1988: 9 ff.). Eckert et al. (2024) zeigten darüber hinaus forschungspraktische Probleme eines zu stark auf die Erzählung fokussierten Textsortenkonzepts für qualitative Interviews auf. Anzumerken ist an dieser Stelle, dass trotz jener Hinweise auf den performatorischen Charakter, die Darstellungsabsicht und die Interaktivität des mündlichen spontanen Erzählens sowie die biographische Überformung des ursprünglich Erlebten von den jeweiligen Autor*innen nicht grundsätzlich in Abrede gestellt wird, dass in der Erzählung eine viel erfahrungsintensivere Wiedergabe von selbst erlebten episodalen Situationen und Ereignisketten erfolgt als bei nicht-narrativen Darstellungsschemata. Dieser Aspekt wird noch einmal im 3. Kapitel dieses Beitrages aufgegriffen.